

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M
Für den Rest des Reichs 3 M für das
Postgebühren. Die Zeitungen werden
regelmäßig geliefert.

Halle'sche Zeitung

Anzeige-Gebühren
Für die Anzeigenpreise siehe die
Anzeige-Verordnung in der
Halle'schen Zeitung. Die
Anzeigen werden in der
Halle'schen Zeitung
regelmäßig geliefert.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 22. Februar 1896.

Verleger: Hermann
Halle, Leipzigerstraße 87.

Die Kaiserrede.

Die Rede, welche der Kaiser am den Festmahle des brandenburgischen Provinziallandtages gehalten hat, wird in den hier vorliegenden Berliner Blättern kaum kommentiert; man scheint sie also als ein politisches Ereignis nicht zu betrachten. Und doch ist die Ansprache von hoher Bedeutung, weil sie wiederum tiefe Einblicke in das Seelenleben derjenigen Persönlichkeit gestattet, welche die Geschichte des deutschen Volkes zu leiten berufen ist. Wesentlich ... die Rede werden zwar dem Volke nicht eingetauscht, welche die Nation von ihrem obersten Herrn in der Seele trägt, aber einzelne der bemerkten Züge werden veranschaulicht.

Vor allem tritt da die hohe Auffassung hervor, die der Kaiser von seinen Negendenten begehrt. Er scheint an eine Art überirdischen Hauptorts zu glauben, zwischen den bedeutsamen Ereignissen in der Geschichte des deutschen Volkes und den weltlichen Erscheinungen — das frühmännlich-gemessene Kaisererbe erhebt in der Rede eine Ausbeutung, die an das Mythische grenzt, die aber keineswegs behauptet, daß der Kaiser sich bei allen seinen Handlungen in Genuß weißt mit dem unsichtbaren Lenker oder Menschengestirne. Dieser tief religiöse Sinn muß in seiner Schtheit und seinem gläubigen Göttertrauen einen ungemessen sympathischen Eindruck machen. Es tritt hinzu die poetische Anschauung, die Fähigkeit, das Empfundene in weitausläufiger Form sprachlich wiederzugeben. Wer dem überwältigenden Schmalpfeil begehrt hat, als das Kaisererbe die den Nordostprovinzialen fremde Thür durchdringt, der wird sagen können, daß seine der schlichten Reden, welche die Großmännlichkeit in Bewegung gesetzt hat, dem Moment mit seinen ererbenden Vorfahren auf, wie in der Natur so vollendet zur Darstellung gebracht hat, wie der Kaiser in seiner Rede. Und in die Ereignissen über das glückseligste Zeichen von Himmel her nicht sich in die Rede des Kaisers die solche Freude, daß die Vertreter aller Nationen ihn, den Kaiserfürsten Germaniens, mit dem Donner der Geschäfte begrüßten.

Die poetische Erinnerung an das großartige Fest bildet den Höhepunkt der Kaiserrede. Ein schlagendes Bild als Vorbild ab. Der Kaiser ist im letzten Augenblicke hat der Kaiser die Städte betrachtet, wo vor 25 Jahren die märtyrlichen Truppen mit ihrem Blute das deutsche Reich stifteten. Und es ist ein herrlicher Charakterzug des Monarchen, daß er sich in diesem Augenblicke auf die große Pflicht bezieht, auf die Last der Dankbarkeit, die der Gedenktage der Vorfahren ihm, dem Herrscher, auferlegt. Dann aber, zum Schluß der Rede, forderte der Kaiser das Volk auf, das Herz in Ehrfurcht zu erheben zu der Persönlichkeit seines Großvaters, dessen „geheiltes Andenken“ gegen jeden Feind zu sein erhalten werden soll. Die würdevolle Verherrlichung von der Person Kaiser Wilhelms I. entspringt sich in dem Kreise zu einer, wie möchten sagen, inbrünstigen Sublimation. Die Aufzählung an die deutschen Vorfahren, daß sie an der nationalen Erziehung ihrer Söhne mitarbeiten möchten, eröffnet die weit aussehendere Perspektive, die Bekämpfung der unheilvollen Verbrechen mehr in die Familie zu legen und an den gebundenen Sinn der Frau und Mutter zu appellieren, deren trauriges Wort sich selber der Seele einprägt, als des Vaters Mahlen. Ein Aufbruch zur werthvollen Mitarbeit an der Größe des Vaterlandes, bei der jeder, auf welchen Blick er auch gestellt sein möchte, mithin voll, schließt die wohlgeordnete Rede.

Es ist in der Rede jeder sogenannte „aktuelle“ Anknüpfung vom Kaiser vermieden worden. Man hätte erwartet, daß der die Flottenfrage streifen, der agrarischen Bewegung mit einer Andeutung gedenken, einen Blick über den Kanal werfen oder die Zusage über die Erhaltung des Friedens geben werde. Alles dies fehlt, und es fehlen auch die Ausdrücke übersehender Kraft oder das lockere Temperament, in welches sonst gerade bei Anlässen wie dem vorliegenden in der Kaiserrede vermischen würden. Man darf daraus eine erfreuliche Klärung und Fortentwicklung festhalten. Die lapidaren Worte, welche der Kaiser am 18. Januar zur Erinnerung an das fünfzigjährige Bestehen des deutschen Reiches gesprochen hat: „Ein Volk, ein Reich, ein Gott“ sie bilden auch das Leitmotiv zu der jüngsten Rede des Kaisers, der seinem Volke darbringt und von ihm fordert die alle germanische Tugend: Treue und Treue.

Deutsches Reich.

Der Kaiser traf gestern 11 1/2 Uhr Vormittags in Wilhelmshafen ein. Zum Empfange hatten sich der Kommandirende Admiral von Johannstede, der Chef der Marinestation der Nordsee, Vice-Admiral Baldis, der Vice-Admiral Koester und der Kommandeur Admiral von Dönhagen eingefunden. Se. Majestät begab sich in eigenen Wagen nach dem Kreuzerschuppen, wo die Bereidigung von 550 Besatzung der 2. Matrosen- und der 2. Reserve-Division stattfand. Nach dem Abmarsch der Front der Matrosen hielten Ansprachen der fatholische Oberpfarrer Wiemann und der evangelische Oberpfarrer Gödel. Die Giebeln des Leutnants zur See Herrmann. Hierauf richtete der Kaiser an die Matrosen folgende Ansprache: „Im Angesichte Gottes und seiner Diener habt Ihr mir sehr den Eid der Treue geleistet, und ich erwarte von Euch, daß Ihr gute und fromme Matrosen werdet. Was Ihr geleistet habt, das haltet, denn „ein Mann ein Wort“. Die Soldaten der Armee haben oft Gelegenheit, unter den Augen ihrer höheren Vorgesetzten zu stehen, was sie gelernt haben, und was sie leisten können. Dies ist bei der Marine nicht der Fall, weil viele von Euch Jahre lang im Auslande sein werden.

Aber Ihr müßt nicht denken, daß Ihr dadurch Meinen Aug entrückt seid. Unsere Marine ist im Verhältnis zu anderen Marinen noch kein, im Aufblühen begriffen; aber durch unsere Disziplin müßt Ihr stark werden und durch diese zu ersehen haben, was an materiellen Kräfte fehlt. Was ist Disziplin? Weiter nichts als unbedingte Unterordnung des eigenen Willens unter einen höheren. Wenn auch Jeder die Absicht hat, Gütes zu thun, so muß er doch keine Anstöße unterordnen zum Wohle des Ganzen. Nur durch Zusammenhalten kann man etwas Ganzes und etwas Großes leisten und eine feste Masse schaffen“. Se. Majestät erwähnte schließlich die Matrosen, im Auslande durch gute, strenge Haltung sich hervorzuheben. Nach der Ansprache Sr. Maj. des Kaisers brachte der Inspektor der Marine-Inspektion ein Spruch auf Se. Majestät aus. Nach der Bereidigung begab sich Se. Majestät der Kaiser zu Fuß nach der Werft. Seine Majestät besichtigte daselbst die Werft und „Gering Preisen“ und begab sich von dort zu Fuß nach dem Kasino, wo um 1 1/2 Uhr das Frühstück für die Admiralität, das Geolge, die Geislichen und die bei der Bereidigung beteiligten Offiziere stattfand. Die Abendtafel fand an Bord des „Aufsichters Friedrich Wilhelm“ statt. Die Niederschrift erfolgte voranschicklich heute Vormittags.

Bismarck und Voeltcher. Die „Hamburger Nachrichten“ hatten füglich bemerkt, daß, wenn in Friedrichsruh Bestimmungen gegen Herrn von Voeltcher vorhanden seien, diese ihrer Ursprung nur in dem Verhalten des Admirals vor dem Rücktritte des Fürsten haben könnten. Dazu schreibt die „Vossische Zeitung“, daß, wenn Fürst Bismarck wirklich, so lange er noch Kanzler war, gegen Herrn von Voeltcher verfahren gewesen sei, es in seiner Hand gelegen hätte, in irgend einer Weise für Abschieb zu sorgen. Darauf antwortet die „Hamburger Nachrichten“, daß die „Vossische Zeitung“ im Irrthume sei, denn in den letzten Wintermonaten 1889-90 sei der Einfluß des Herrn v. Voeltcher erheblich stärker gewesen, als der seines Vorgängers.

Gedenkfest des Garde-Kürassier-Regiments. Am gestrigen 81. Jahrestage seiner Stiftung beging das Garde-Kürassier-Regiment die Gedenkfest seiner Einnahme am deutsch-französischen Feinde bei St. Privat, Reamont, Sedan und Paris. Um 12 Uhr Vormittags hatte das Regiment auf dem Hofe der im Fahren geschiedenen Kaiserin in der Alexandrinenstraße in Linie Aufstellung genommen. Auf dem linken Flügel schlossen sich ihm 69 Veteranen von hier und auswärts an. Als Ehrengaste waren u. A. der Divisionskommandeur Generalleutnant von Wertheim, der Brigade-Kommandeur Generalmajor Graf von Hoy, Prinz Smith XII, Herzog E. der früher lange Zeit die dritte Schwadron befehligte hat, Rittermeister a. d. suite des Regiments Graf Eulenburg und etwa 40 andere Offiziere erschienen. Nach einer Ansprache des Kommandeurs Oberst Graf Alstropfstrom verammelten sich die Veteranen mit den Unteroffizieren in deren Kasino zu einem feierlichen Mahle. Die Offiziere speisten mit den Ehren Gästen in Offizier-Speisefest. Die Mannschaften waren schon vor dem Appell bewirthet worden.

Christlich-sozialer Parteitag. Unter Ausfluß der Öffentlichkeit wird der am 26. Februar in Frankfurt a. M. stattfindende Parteitag der christlich-sozialen Partei, die von Berlin abwärts Zutritt haben. Auch sind nur Vertreter der eigenen Partei zugelassen, dagegen die anderer Parteien ganz und gar ausgeschlossen.

Abänderung des sächsischen Landtagswahlrechts. In den sächsischen Städten wird eine Petition an den König zur Unterstiftung ausgelegt, in der der König aufgefordert wird, dem Gesetzentwurf über Abänderung des Wahlrechts, wenn er von den Kammer angenommen werden sollte, die sächsische Unterstiftung zu veranlassen. Es wird den Wählern der Städte vorgeworfen, daß sie die Stimmung im Lande falsch beurtheilen; es wird dem König vorgebracht, daß Gerechtigkeit die Grundgesetze der Königreiche sei, daß man nach der Gleichheit der Pflichtenpflicht auch das Wahlrecht bemessen müsse, daß alle Staatsbürger dem königlichen Verge gleich nahe ständen ufo. Die Petition enthält eine fast komplette Sammlung demokratischer Lebensarten, die nur mit einer dünnen Brücke von Lokalität übergehen ist. Unterzeichnet ist die Petition von Niemandem. Es wird berichtet, und zwar in hiesigen demokratischen Blättern, daß sie von der freisinnigen Volkspartei und Werk gefügt worden sei und daß die dünne Brücke von Lokalität darüber gezogen sei, um sie allen anderen Parteien schnachhaft zu machen. Daß die „Anerkennung“ sich an den König wenden, um die verfassungsmäßigen Rechte zu durchbrechen, ist außerordentlich bescheiden. Für das sächsische ihrer Situation haben sie wahrscheinlich kein Verlangen. Ob die Petition viele Unterstiftungen finden werde, ist fraglich, gleich fraglich, ob der König sich dazu verstehen werde, eine solche Petition überhaupt zu beachten. Was man mit der Petition zu erreichen glaubt, ist ja klar. Man will daselbst in Sachsen verdrängen, was man bei dem Schulgeiz i. H. in Preußen mit Erfolg verdrängt hat. Uebrigens verläuft, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten daran denken, als Gegenanschlag gegen die Annahme des Gesetzentwurfs ihr Mandat niederzulegen.

Die zweite heftige Kammer beschließt 139 500 M. zur Erweiterung des elektrotechnischen Instituts der hiesigen Hochschule, deren 240 000 M. für Hausanläufe zur Erweiterung des Grundstücks der Hochschule. Die Kammer vertagte sich sodann auf unbestimmte Zeit.

Der Ausbruch der Konfessionsarbeiter. Der Ausbruch der Konfessionsarbeiter ist in Berlin nun auch in der Gegend und in der Provinz verbreitet. Sowohl Arbeiter als Weiber haben dem Beschlage der Vertreter beigewilligt, und es ist sicher anzunehmen, daß heute Abend auch die Arbeiter bestimmen werden auf die bisher gehaltenen Einflüsse folgen. 10-20 Stg. Zurück auf die Bodenfläche 10 Stg. Zurück geschickt werden. Somit liche Aufstände sind von den Aufstrebenden zu liefern, für aufsunstige Ertragsleistungen soll ein Ausbruch von je 5 Kaufleuten, Meilern und Arbeitern befohlen werden. Wie schon früher sagten, ist das, was die Arbeiter erreicht haben, immer noch erheblich damit werden, vorzüglich die schätzbarsten Mitglied eingemessen befohlen. — Der offizielle „Berliner Kurs“ theilt heute folgende Absichten der Regierung mit: „Es besteht zunächst die Absicht, die Vorarbeiten über die Beschäftigung von Arbeitern in jugendlichen Arbeitern, welche gegenwärtig nur für Fabrikarbeit gelten, auch auf die Kleinfabriken zur Anwendung zu bringen, und die Unterlegung von Kindern oder Weibchen findet. Sodann ist der Kommission für Arbeiterstatistik die Aufgabe gestellt worden, mit thunlichster Beschleunigung, nach einem Geschäftsplan die Lage der Arbeiterinnen in der Konfektionsindustrie und der Kleinfabriken näher anzufassen. Bekanntlich befrachten sich die neuzugewonnenen Arbeiterinnen nicht auf die übermäßig lange Dauer der Arbeitszeiten, sondern betreffen auch eine Reihe anderer Mängel. Insbesondere wird darüber Aufgegriffen, daß die gesundheitlichen Verhältnisse in den Kleinfabriken und in den Wohnräumen der Arbeiterinnen ungünstig seien. Ferner wird geltend gemacht, daß das System der Zwischenschicht empfindliche Schläfrigkeiten und Ueberforderungen für die Arbeiterinnen mit sich bringe. Endlich wird nicht nur über die geringe Höhe der Löhne, sondern vielfach auch über Unregelmäßigkeiten und Veränderungen bei der Lohnzahlung unter Verrechnung von Ausfallleistungen aus den beschlagnahmten Kreisen vorgebracht und über das Gelingen des Aufstrebens. Es darf erwartet werden, daß die Untersuchung, welche ungenau und soweit erforderlich unter Zuzugabe anderer Arbeiten der Kommission in Angriff genommen werden soll, wesentlich dazu beitragen wird, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Bekämpfung der vorerwähnten Mängel entgegensteht.“

Zum Diebstahl des Kaiserlichen Gnadenerlasses. Es ist gelungen, die Diebe zu ermitteln und festnehmen zu lassen, die am 16. Januar ein Exemplar des Kaiserlichen Gnadenerlasses enthaltenden Arme-Verordnungsblattes aus der Druckerei von Wiltter u. Sohn gestohlen und der Redaktion des „Vornachts“ überbracht haben. Der Diebstahl hat aber, wie wir hören, thätiglich in der Wiltter'schen Druckerei stattgefunden, wenn auch anscheinend nicht durch dauernd dort Angestellte. Mit der Festnahme der Diebe wird in unternichteten Kreisen auch die Bekämpfung des Dr. Wolf Braun, Redakteurs des „Vornachts“, in unmittelbare Verbindung gebracht. Es läßt sich wohl annehmen, daß die Aufgaben, die der genannte Redakteur unter seinem Pseudonym gemacht hat, mit den Angaben der Diebe nicht im Einklang befunden haben. (Siehe u. Ziegler.)

Oesterreich-Ungarn.

Reise des Kaisers. Kaiser Franz Joseph wird, wie verlautet, am 23. d. nach Kap St. Martin zum Besuche der Kaiserin Elisabeth abreisen, der Aufenthalt daselbst wird 14 Tage dauern.

England.

Aus dem Parlament. — Zum Dynamit-Unglück in

Im Unterhause erklärte der Parlamentarier Lord Rosebery, daß die Regierung werde den mit französischen Regierung vereinbarten Modus vivendi bezüglich der unheimlichen Kammern wieder erneuern. Ferner erklärte derselbe, daß das Schiedsgericht, betreffend die Ansprüche von Vonds der Delegation, Montag in 3 Tagen zusammenzutreten und ein Schiedsgericht wohl bald erwartet werden dürfte. Der Finanzminister des Schatzamtes Stanley J. Balfour erklärte die Regierung erwäge die Frage, ob der Einfluß auf unvorbereitete Kassen dann abgemindert werden solle, daß auch Kassenhalter dem Balle unterliegt. — Der Staatsminister für die Kolonien Chamberlain machte die Mitteilung, daß in der letzten im Jahre 1894 veröffentlichten amtlichen Ermittelung die weiße Bevölkerung der indischen Republik als aus 70 861 Angehörigen der Letzten und des Orange-Freistaates, 62 500 britischen Unterthanen und 15 558 anderen Ausländern bestehend angegeben sei. Im Jahre 1891 sei die Zahl der eingeborenen (farbigen) Bevölkerung auf etwa 655 000 angenommen worden. Seit 1894 habe die Bevölkerung im Lande bedeutend zugenommen, daher seien alle Zahlen sehr richtig.

Nach einer Meldung der „Times“ aus Johannesburg vom 20. d. Mts. hat sich Präsident Krüger über die glänzende Art geäußert, in der Johannesburg bei dem Dynamit-Unglück sich selbst gehalten hat, indem es dem Streik der Arbeiter bei dem gemeinen Mann den Beweis, das Unglück zu verhindern, unterbreitete. Krüger fügte auch sein Vertrauen aus, daß die verschiedenen Klassen durch das Unglück einander näher gebracht werden würden. Präsident Krüger wurde zum Präsidenten des Hofkomitees gewählt.

Italien.

Kämpfe bei Seca und Alqua. Die „Grazia Estensi“ veröffentlicht einen langen Bericht General Baratieri's mit Einzelheiten über die Kämpfe bei Seca und Alqua. Demzufolge beträgt der Gesamtverlust der Italiener auf 47 Tode und 30 Verwundete; 30 Mann geblieben in Gefangenschaft. Die Verluste des Feindes sind nicht geringer, bisher wurden 50 Tode aufgezählt. Es wird befohlen, daß die italienischen Leutnants Cimino und Negretti gefangen sind, und ein Soldat verfehrt bestimmt, er habe auch gefangen, wie Leutnant Deconelli gefangen sei. Der Feind wurde vollständig geschlagen und zog sich nach Sanse offisch von Vigon zurück.

Rußland.

Die Kaiserin Wittwe Maria Feodorowna beabsichtigt, den Großfürsten Nikolaus zu besuchen; Anfang März wird sie sich im strengsten Incognito über Wien nach die Zurück geben.



[Nachdruck verboten.]

Um eine Fürſtenkrone.

Roman von Reinhold Ortmann.

5) Die junge rätin zuckte mit den Achſeln. „Ich weiß es nicht,“ erwiderte ſie anſcheinend läſſig, während doch ihre Augen unter den halb geſenkten Lidern hervor mit raſchem, prüfendem Blick das Antliß ihres Gatten ſtreiften. „Vielleicht hat er ein Intereſſe daran, den Zorn des Fürſten gegen Dich zu erregen und einer gültigen Verſtändigung, wie Du ſie beabſichtigt haſteſt, die Wege zu verſperren. Der Titel und die Beſitzungen Deines Oheims würden auf den Grafen Wenzel übergehen, wenn man Dich aus irgend einem Grunde von dem Erbrecht excluſſiren könnte — nicht wahr?“

„Allerdings! Sein Vater war der jüngſte der drei Brüder, von denen allein Fürſt Chlodwig, das Haupt unſerer Familie, noch am Leben iſt. Da der Fürſtentitel und das Fideikommiß natürlich nur immer auf den nächſten männlichen Agnaten übergehen, und meine Waſe Hertha, die einzige Tochter des Fürſten, darum nicht in Betracht kommen kann, hätte ich als der überlebende Sohn des zweiten Bruders die erſte Anwartschaft darauf, nach Onkel Chlodwig's Tode Fürſt Hohenſtein zu werden, und an meine Stelle würde, falls ich ohne einen männlichen Nachkommen ſterben ſollte, mein Vetter Wenzel treten.“

„Nur in dieſem einzigen Falle, Adelhard? Giebt es ſonſt nichts, das Dich Deiner Ansprüche verluſtig machen könnte?“

Graf Hohenſtein hatte Mühe, eine gewiſſe Verlegenheit zu verbergen.

„Wollen wir uns darüber nicht ein anderes Mal unterhalten, liebſte Raſaella?“ ſagte er endlich mit etwas gezwungenem Lächeln. „Wir werden noch Zeit genug dazu haben; denn mein Oheim hat, obwohl er in Folge eines Jagdunfalls theilweiſe gelähmt iſt, eine eiferne Konſtitution, und die Frage ſeiner Nachfolgerſchaft wird nicht ſo bald eine brennende werden. Sollen wir dieſe koſtbaren, unwiederbringlichen Augenblicke etwa damit verlieren, daß ich Dir einen Vortrag über das Hausgeſetz Derer von Hohenſtein halte?“

Er hatte ſie ſankt an ſich gezogen, und Raſaella wehrte ihm nicht; aber während ſie ihr ſchönes Haupt an ſeine Schulter ſchmiegte, fragte ſie mit echt frauenhafter Beharrlichkeit:

„Es giebt alſo ein ſolches Hausgeſetz? Und es ſind recht mittelalterliche Beſtimmungen darin, wie ſie ja wohl immer in derartigen Familienſagungen vorkommen — nicht wahr?“

„Freilich, mein Lieb! Sehr überlebte und thörichte Beſtimmungen, die uns inbeſſen jetzt herzlich wenig Sorge machen ſollen. Denn da ſie nicht verbieten können, daß wir uns lieb haben —“

„Das vielleicht nicht! Aber hätten ſie Dir nicht etwa verboten, mich zu heirathen? Die Verfaſſer feudaler Hausgeſetze pflegten doch eine ganz beſondere Abneigung gegen ſogenannte Weſallianzen zu empfinden.“

„Wie neugierig Du biſt, theuerſter Schatz! Was kümmern uns die Anſichten eines Ahnherrn, der ſeit Jahrhunderten im Grabe modert, und der es ſicherlich nicht anders gemacht hätte als ich, wenn die Verſuchung in ebenſo holden Geſtalt an ihn herangetreten wäre!“

„Nein, nein, Du ſollſt mir nicht ausweichen. Gerade weil ich Dein rechtmäßig angetrautes Weib bin und weil an dem Geſchehenen nichts mehr geändert werden kann, habe ich ein Recht darauf, die ganze Größe des Opfers kennen zu lernen, das man Dir, wie ich fürchte, um meinwillen auferlegen will. Die Mahnung in dem Telegramm des Fürſten war ja bereits genug. Darum ſage mir die volle Wahrheit, Adelhard! Schließt nach Eurem Hausgeſetz eine Miſtheirath von der Erbfolge aus?“

„Da Du darauf beſiehit, es zu erfahren — ja! Es giebt eine Beſtimmung, nach welcher ein Agnat, der ſolche Ehe ein-

geht, die Anwartschaft darauf verliert, das Haupt der Familie zu werden.“

„Mit anderen Worten: auf den Fürſtentitel und das Fideikommiß verzichten muß! Und eine ſo barbariſche Beſtimmung wird wirklich heute noch als rechtsgültig anerkannt?“

„Da ſie vor beiläufig zweihundert Jahren die Allerhöchſte landesherrliche Genehmigung erhalten hat — a' erbing's!“

„Ah, das iſt abſcheulich! Und eine Sägerin, die gegen Bezahlung öffentlich aufgetreten iſt, gilt wahrſcheinlich von vornherein als unebenbürtig, gleichviel, von wem ſie ihre Abſtammung herleiten kann?“

„Ich fürchte, daß es ſo iſt, mein Herz! Wir ſtehen eben noch voller Vorurtheile; aber Du ſiehſt, daß doch glücklicherweiſe nicht mehr Jeder von uns in ihnen befangen iſt.“

Er wollte einen Kuß auf ihre Lippen drücken, aber ſie machte ſich faſt ungeduldig von ihm los.

„Wer iſt es denn nun, der in dieſem Falle die Entſcheidung zu treffen hat? Dein Onkel Chlodwig etwa?“

„Ja, ſie liegt in erſter Linie bei ihm. Ein Artikel in unſerem Hausgeſetz nämlich beſagt, daß das jeweilige Oberhaupt des Geſchlechts befugt ſein ſoll, auch die nicht ſtandesgemäße Ehe eines Agnaten nach Anhörung des Familienraths, doch in völlig freier Entſchließung als ſtandesgemäß anzuerkennen, wenn nach ſeinem Ermessen beſondere Gründe dafür vorliegen.“

„Und wenn er dieſe Anerkennung verweigert?“

„So ſteht dem Ausgeſchloſſenen nur noch die Berufung an die ordentlichen Gerichte offen.“

„Ein treffliches Geſetz — in der That! Und Du glaubſt noch immer an die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit des Grafen Wenzel?“

„Ein kleiner Schatten ſlog über die Stirn des jungen Ehe-

manns.

„Laſſen wir meinen Vetter lieber ganz aus dem Spiel Raſaella, wenn Du ſeiner doch nicht anders, als in Verbindung mit einem ſo häßlichen Verdacht erwähnen kannſt. Wenzel iſt Edelmann und Offizier. Ich würde mich ſelbſt und meinen Stand beleidigen, wenn ich ihn ohne die triftigſten Beweiſe einer verächtlichen Geſinnung oder einer niedrigen Handlungsweiſe für fähig halten könnte. Auch Du wirſt Dein Mißtrauen gegen ihn überwinden, ſobald Du Gelegenheit gehabt haſt, ihn näher kennen zu lernen. Bis dahin aber wollen wir einen Paß ſchließen, ſeinen Namen ſo wenig als möglich zu nennen. Und auch das Hausgeſetz meiner allzu geſchlechtsſtolzen Vorfahren wollen wir ruhig in den Archiven von Schloß Hohenſtein ſchlummern laſſen — nicht wahr? Wir werden beneidenswerth glücklich ſein, auch wenn ich mir niemals den Fürſtenhut in mein Bettſchaft graviren laſſen darf, und Du wirſt keine von den Unnehmlichkeiten des Daſeins entbehren, auch wenn wir bis an unſer Lebensende auf mein nicht gerade unermeßliches, doch immerhin recht auskömmliches Privatvermögen angewieſen bleiben. Wie wenig können am Ende dieſe nichtigen Außerklichkeiten beitragen, unſere Glückſeligkeit zu erhöhen!“

Es war mehr Wärme in dem Klang ſeiner Stimme, als Raſaella bisher an ihm gewöhnt war und auch ſie ſah nun mit ihrem bezaubernden ſinnverwirrenden Lächeln zu ihm auf — mit jenem Lächeln, daß ihn rettungslos gefangen genommen hatte in der erſten Stunde ihrer Bekanntschaft. Aber trotz all der weichen hingebenden Zärtlichkeit, welche ihre Mienen ausdrückten, war in ihren Augen doch noch etwas von einer lauerten Begehrlichkeit, die nichts zu ſchaffen hatte mit bräutlich ſüßem Sehnen. Sie duldete es, daß ſeine ſchlanke ariſtofratiſche Hand lieblos über ihr ſchwarzes, ſeidenweiches Haar dahinfuhr, aber ſie bewies ihm, daß ihre Gedanken noch immer bei dem nämlichen Gegenſtand verweilten, indem ſie flüſternd ſagte: „Ich will nicht, daß Du mein Verweilen auf einen Rang verzichtest, der Dir rechtmäßig zukommt. Habe ich Dich in Gefahr gebracht, ſeiner verluſtig zu werden, ſo muß es auch meine Aufgabe ſein, dieſe Gefahr von

Deinem Haupte abzuwenden. Und ich weiß, daß es mir gelingen wird, wenn Du mir nicht verwehrt, nach meinen Ansichten zu handeln."

Ihre Hartnäckigkeit schien ihn ein wenig zu verstümmen, und das Räthselhafte in ihren Worten machte ihn überdies fast bestürzt.

"Was hast Du vor, Kasaella?" fragte er. "Ich wüßte in der That nicht, was Du thun könntest, um eine so klare und ungewandte Bestimmung — eine Bestimmung, die mir überdies vollkommen gleichgültig ist — aus der Welt zu schaffen."

"Ich werde den Fürsten Chlodwig mit Deiner Heirath versehen — werde ihn bewegen, sie als eine standesgemäße anzuerkennen. Wärst Du nicht damit zufrieden?"

Die schmalen Augenbrauen des Grafen zogen sich über der Nasenwurzel ein wenig zusammen. "Kännst Du meinen Onkel so wärst Du niemals auf ein solches Vorhaben verfallen. Wohl ist er im Grunde eine edle und vornehme Natur, aber er ist in seinem Standesbewußtsein wie in seinen Standesvorurtheilen starrer als ein Felsen. Meine Hoffnung, ihn durch persönliche Ueberredung für uns zu gewinnen, war von vornherin nur gering — jetzt da er sich durch die Heimlichkeit meines Vorgehens beleidigt fühlt, ist sie völlig geschwunden. Und der kränkende Ton seiner Depeche schneidet mir überdies jede Möglichkeit einer Annäherung ab. Meine Selbstachtung verbietet mir, eine Verständigung zu suchen, die jetzt nur noch eine Demüthigung für mich bedeuten würde."

"Nein, nein! Wie begreiflich auch in diesem Augenblick Dein Groll gegen den Fürsten sein mag, Du darfst ihn doch nicht hart werden lassen in Deinem Herzen! Vielleicht würde jenes Telegramm weniger schroff und befehlend gelaunt haben, wenn er mich gekannt hätte. Hältst Du es wirklich für so ganz unmöglich, daß ich die Macht haben könnte, seinen Sinn zu ändern?"

Wie er sie so vor sich sah in all dem bestrickenden Reiz ihrer Schönheit und Jugend, hatte Graf Adolph Hohenstein allerdings die Empfindung, daß es schwerlich einen Menschen auf Erden geben möchte, der im Stande sei, ihr zu widerstehen. Aber sein Stolz kränkte sich nur um so energischer gegen die Vorstellung, die Hofseligkeit seines Weibes als ein Mittel zur Befähigung des Fürstentums zu gebrauchen, und fast unmutig verneinend schüttelte er den Kopf.

Da machte Kasaella sich aus seinen Armen los und lehnte sich schmollend in die rothen Sammetpolster zurück. Wie er auch bemüht war, ihr die Beweggründe für seine Weigerung darzulegen, sie ließ sich doch von ihrer Berechtigung nicht überzeugen, und der erste Kampf, welchen sie da miteinander führten, war viel zu ungleich, als daß sein Ausgang sich nicht hätte vorhersehen lassen. Noch ehe der Zug die erste Station erreicht, war der Sieg Kasaellas entschieden, Sie besaß das Versprechen ihres Gatten, daß sie auf der Heimkehr von ihrer Hochzeitsreise Schloß Hohenstein besuchen würden, und Graf Adolph hatte ihr gelobt, bis dahin nichts zu thun, das dem Unwillen des Fürsten neue Nahrung zuführen und seinen Groll vermehren könnte.

Wahrscheinlich hätte er noch viel mehr versprochen, wenn es ihr in den Sinn gekommen wäre, es zu verlangen; denn in dem Bann ihrer berückenden Schönheit war er ihr unterthan wie ein Hypnotisirter dem Willen des Magnetiseurs.

Viertes Kapitel.

Die schmutzigen Kinder, die auf der Straße spielten, sahen mit neugierig aufgerissenen Augen der eleganten Equipage nach, deren hellblauenfarbige Pferde so gleichmäßig trabten, daß man immer nur einen einzigen Hufschlag zu hören vermeinte. Der Diener, der mit verschränkten Armen neben dem Kutscher saß, imponirte ihnen ganz besonders in seinem hellen Livreeumantel und mit seinem unbeweglichen, hochmüthigen Gesichte. So stolze Gefährte verirren sich ja nur selten in dieses wenig bevorzugte Stadtviertel Berlins, und unter der hoffnungsvollen Jugend des „Vogelandes“ fehlte es denn auch nicht an den abenteuerlichsten und phantastischen Vermuthungen in Bezug auf Rang und Stand der Insassen einer so prachtvollen Karosse.

Diese Insassen aber waren zwei Damen in einfacher dunkler Straßentoulette, eine ältere, die vielleicht vierzig Jahre zählen mochte, und eine jüngere, die den Winter sicherlich noch nicht zwanzigmal hatte kommen sehen. Diese letztere namentlich war eine echt aristokratische Erscheinung. Das schlanke Köpfchen, das sich auf dem schlanken, biegsamen Halse erhob, hätte keiner Künstlerphantasie annuthiger und mädchenhaft lieblicher vor-

schweben können; aber es war in diesen reinen, fast noch kindlichen Zügen doch eine ruhige Würde und Unnahbarkeit, wie sie bei den Kindern vornehmer Familien durch die Eigenart der Erziehung erzeugt zu werden pflegt.

"Ich wiederhole Ihnen, theuerste Komtesse, daß Sie sich auf sehr garliche Dinge gefaßt machen müssen," sagte die Ältere, in deren Ohrklappchen zwei Brillanten von ungewöhnlicher Größe funkelten. "Das Wohlthun ist hier in Berlin bei Weitem nicht so bequem als da draußen auf Ihren Besitzungen, wo Glend und Vervorfenheit doch wohl nur selten über eine gewisse, erträgliche Grenze hinausgehen, und wo überdies selbst das roheste Gesindel seiner angestammten Herrschaft noch mit Ehrfurcht begegnet. In einer Millionenstadt ist das leider ganz anders. Die Verklumptheit und Lasterhaftigkeit der Leute ist geradezu erschreckend, und das Schlimmste ist, daß es den Meisten von ihnen an jedem Respekt vor Höherstehenden fehlt. Man muß in der That den ganzen Opfermuth christlicher Nächstenliebe besitzen, um unter solchen Verhältnissen die Werke der Barmherzigkeit noch in eigener Person zu verrichten."

"Diese armen Menschen müssen sehr unglücklich sein," gab die Angeredete in weichem, mitleidigen Tone zurück. "Die Unterstützungsgehe, in welche Sie mir einen Einblick gewährten, Frau Baronin, enthielten ja wahrhaftig entsetzliche Schilderungen."

Die Baronin machte eine halb verächtliche Kopfbewegung, so daß die Brillanten in ihren Ohren alle Farben des Regenbogens aussprühten. "Viel Glend — ja; Aber noch viel mehr Sünde und Verbrechen. Diese Individuen tragen in den allermeisten Fällen selbst die Schuld daran, daß es ihnen schlecht geht. Man gewöhnt sich in der That ein gut Theil sentimentalen Mitleids an, wenn man die Dinge erst eine Weile ganz in der Nähe betrachtet hat."

In einem eleganten Bogen, für den es wirklich schade gewesen war, daß er nur ein paar dürrig gekleidete und gewiß nicht sachverständige Weiber als Publikum gehabt hatte, war der Kutscher der Equipage vor dem Thorweg eines nüchtern und schmutzig aussehenden fünfstöckigen Hauses vorgefahren. Mitten im Trabe hatte er seine Pferde parirt, so daß sie wie aus Bronze gegossen dastanden, und nur die edlen Köpfe noch ein wenig schüttelten, gleich als wollten sie ihrem Mißfallen über diese ungewohnte Umgebung Ausdruck verleihen. Der Diener mit dem hochmüthigen Gesichte riß die Wagenthür auf, und unter dem Zusammenlauf einer kleinen Zuschauermenge von Weibern und Kindern stiegen die beiden Damen aus.

Erst jetzt kam die hohe, schlanke Gestalt des jungen Mädchens, die Anmuth ihrer Haltung und ihrer Bewegungen voll zur Geltung. Selbst vor dem kritischen Blick der Arbeiterfrauen, die gegen Inzassen kostbarer Equipagen zumeist nichts weniger als wohlwollend voreingenommen sind, schien diese schöne jugendliche Erscheinung Gnade zu finden; denn es wurde keine von den spöttischen Bemerkungen laut, die man bei ähnlichen Anlässen in einer Berliner Vorstadt sonst stets in Bereitschaft hat.

"Nehmen Sie ihr Kleid in Acht, Komtesse!" warnte die Baronin leise. "Wir haben einen nicht sehr sauberen Weg zurückzulegen, ehe wir zu unserem Schützling gelangen."

In der That mußten sie einen halbdunkeln, schmutzigen Thorweg und einen langen, schlecht gepflasterten Hof, auf welchem noch in trüben Pfützen das Wasser vom vorgestrigen Regen stand, vorsichtig passiren, ehe die Baronin, auf einen niedrigen Kellereingang deutend, sagen konnte: "Da unten wohnen sie. Es ist eine Treppe, die ich niemals ohne Herzklöpfen hinabsteigen kann, so steil und abscheulich ist sie."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines russischen Dichters.

Von Dr. Heinrich Ruhe.
(Schluß.)

Nicht minder interessant, als die Leibeigenen Turgénievs, war die Mutter des berühmten russischen Schriftstellers. Ihre Kindheit und ihre Jugend verlebte Barbara Petrovna Lutovinovna in Trauer und Einsamkeit. Sie wurde vernachlässigt, verächtlich bei Seite geschoben und grausam mißhandelt. Als ihr Stiefvater sie eines Tages auf das schimpflichste beleidigte, floh sie, kaum fünfzehn Jahre alt, voll Entsetzen und Grauen während der Nacht aus dem Elternhause, legte einen Weg von 40 Meilen

zu Fuß zurück und suchte Hilfe und Unterkommen bei einem Oheim. Dieser Oheim gewährte ihr, was sie wünschte, aber er hatte die strengsten Grundsätze, welche man sich nur denken kann, und so brachte seine Nichte 15 Jahre in strengster Abgeschiedenheit zu, so daß sich ihr Leben von dem einer Nonne oder vielmehr von dem einer Gefangenen wenig unterschied. Da starb der Sonderling plötzlich und hinterließ ihr ein ganz bedeutendes Vermögen. Bald nach Ablauf der Trauerzeit führte der Oberst Sergej Turgeniew, „nach Kaiser Alexander I. der schönste Mann in ganz Rußland“, die reiche Erbin als Gattin heim. Barbara war in ihrer Jugend häßlich, aber als Frau konnte man sie geradezu eine Schönheit nennen. Klug, geschickt und äußerst elegant, wie sie war, fehlte es ihr keineswegs an Verehrern, als sie in ihrem alten Schlosse in Spaskoe die gesellschaftliche Elite des Gouvernements Orel um sich versammelte. Ihr Orchester, ihre Schauspieler, ihre Sänger — alles war in der ganzen Gegend berühmt. Die seltsame Erziehung, welche sie genossen hatte, erzeugte in ihr einen grenzenlosen Egoismus und eine leidenschaftliche Herrschsucht, unter welchen ihrer Umgebung entsetzlich zu leiden hatte. Kein Mensch wagte ihr zu widersprechen, ausgenommen ihr Lieblingssohn Iwan, dessen Opposition übrigens mehr in das Gewand der Bitte gekleidet war. Da sie einsah, wie sehr ihr Iwan beim Anblick der Mißhandlungen ihrer Leibeigenen litt, ließ sie in ihrer Strenge bedeutend nach und wurde geduldig und nachsichtig, und als ihr Sohn darüber hochbeglückt war, fühlte sie sich reich belohnt. Man schaute deßhalb der Ankunft des jungen Herrn stets wie einer Befreiung von schwerem Drucke entgegen; war er in Spaskoe anwesend, dann konnte man ruhig aufatmen und sich erholen. Nach dem Tode ihres Gatten unterhielt Frau Turgeniew einen großen Hausstand mit 40 Dienern, jedoch ohne allen Prunk und ohne alle Prahlerei. Aber Ordnung und Disciplin wurde aufs Strengste gehandhabt. Eine ihrer Kammerfrauen mußte die französische Sprache erlernen, da die Schloßherrin nur französisch dachte, schrieb und betete und ließ sich bloß französische Romane vorlesen. Mit der Dienerschaft sprach sie nur russisch; alle mußten lesen und schreiben können. Von 1841—1846 verbrachte Iwan Turgeniew die Sommerferien regelmäßig in Spaskoe und den Winter wiederholt in Moskau. Mit Vorliebe versammelte er Männer um sich, die hohe Bildung besaßen und dem Fortschritte huldigten. Die Mutter war mit seiner literarischen Thätigkeit durchaus nicht einverstanden. „Ich kann gar nicht begreifen, wie Du auf die Idee kommst, ein Schauspieler zu werden,“ sagte sie. „In meinen Augen ist ein Literat und ein Tintenkleckser dasselbe. Und zudem — wer wird denn ein russisches Buch lesen? Tritt lieber in den Staatsdienst, wie sich das für einen Edelmann geziemt, erwirb Dir einen hohen Rang, nimm Dir eine Frau und pflanze das Geschlecht der Turgeniews fort!“ Lächelnd erwiderte der Sohn: „Ach, was den letzten Punkt anbetrifft, Mama, so rechne nicht auf mich!“ Diese kleinen Bräustigkeiten thaten jedoch ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit keinen Abbruch. Frau Turgeniew war sehr stolz auf die Liebe ihres Sohnes. Eines Tages begab sie sich zu einem von List veranstalteten Concerte. Bei der Ankunft vor dem Concerthause bemerkte sie, daß man vergessen hatte, ihren Tragesessel mitzunehmen, ihre Augen schleuderten wüthende Blitze, und ihre Diener erbleichten und zitterten wie Espenlaub. Lächelnd nahm Iwan Sergejewitsch seine Mutter auf den Arm und trug sie in den Saal auf ihren Platz. Sofort wurde sie von Herren und Damen umringt und zu dieser Hingebung ihres Sohnes beglückwünscht. Das machte sie so glücklich, daß sie darüber zu strafen vergaß. Allein das war nicht immer der Fall. Der Haushofmeister Simon Harlowitsch, ein schöner und entschlossener Mann von etwa 30 Jahren erfreute sich des herzlichsten Wohlwollens seiner Gebieterin. Als sie jedoch zu bemerken glaubte, er poche darauf, begann sie ihn zu quälen. Simon achtete nicht darauf, und sie gerieth darüber fast in Verzweiflung. Er mußte jeden Tag eine Flasche ganz irischen Wassers bei Tisch vor seine Herrin hinstellen. Das Wasser war jetzt niemals mehr nach ihrem Wunsche, sondern bald zu kalt, bald zu warm, bald zu schlecht filtrirt u. s. w. Simon trug jedesmal ruhig die Flasche fort, unter dem Vorgeben, er werde sofort eine andere bringen. Eines Tages führte die Edelfrau das Glas an die Lippen und wandte sich dann zornig an den Haushofmeister mit den Worten: „Was ist das?“ Es erfolgte keine Antwort. „Was ist das, frage ich dich?“ wiederholte sie und goß den Inhalt des Glases dem Diener ins Gesicht. Er erblaßte, sagte aber kein Wort, trug die Flasche hinaus und kehrte schon nach wenigen Sekunden zurück. Frau Barbara schenkte sich abermals Wasser ein, trank ein halbes Glas und rief: „Ach, endlich, das ist einmal Wasser!“ Bleich und mit bebenden Lippen

bekreuzte sich Simon andächtig, verneigte sich tief vor den Heiligenbildern und sagte: „Gott ist mein Zeuge, ich habe dasselbe Wasser gebracht, ich habe es nicht umgetauscht!“ Hierauf wandte er sich zu seiner Herrin und blickte ihr fest in die Augen. Ihre Tochter, welche dieser Scene beizuhören, fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Frau Turgeniew schwieg einige Augenblicke, dann schrie sie mit unheimlicher Stimme „Hinaus!“ Hierauf verließ sie das Zimmer, ohne etwas genossen zu haben. Von nun an mußte Simon den Hof kehren, er war zum niedrigsten Diener degrabirt. Die beiden Söhne Barbara's trugen, ohne daß sie es wollten, viel zu der Verbitterung herbei, welche nach einer unglücklichen Jugend und nach einer Ehe ohne Liebe im Herzen ihrer Mutter zurückgeblieben war. Barbara Petrona mußte nur zu wohl, daß sie bloß ihres Reichthums wegen zu ihrem Manne gekommen war; auch blieb ihr das galante Leben ihres schönen Gemahls kein Geheimniß. Iwan wurde ein großer Schriftsteller, aber sie verachtete seinen Ruhm. Ihr ältester Sohn Nikolaus, ganz anders geartet, als sein Bruder, aber ebenfalls sehr begabt, heirathete gegen den Willen seiner Mutter eine junge heißgeliebte Cousine, trat aus der Armee aus, wurde Verwaltungsbeamter und unterrichtete zum Entsetzen der Mutter in fremden Sprachen, welche er wunderbar beherrschte. Lange Zeit gefiel sich Frau Turgeniew darin, diese Ehe als einfache Liaison zu betrachten, ja im Jahre 1845 reiste sie sogar nach St. Petersburg, in der Absicht, Nikolaus von seiner Frau zu trennen. Als sie nichts erreichen konnte, kehrte sie wuthschneubend nach Spaskoe zurück und söhnte sich erst ein Jahr vor ihrem Tode wieder mit ihrem Sohne aus. Frau Turgeniew, trotz ihres Reichthums und trotz ihrer unabhängigen Stellung so verbittert und unglücklich, starb im Jahre 1850 in Moskau in den Armen ihres Sohnes Nikolaus und ihrer Adoptivtochter.*)

Ihr Lieblingssohn Iwan hatte in den letzten Jahren seines Lebens viel zu leiden. Obwohl er schon lange vom Nahen des Todes sprach, so erkannte er doch erst in den letzten vierzehn Tagen, daß sein Zustand hoffnungslos war. Er ließ aus St. Petersburg den ihr befreundeten Rechtsanwalt Toporow kommen und theilte diesem seine letzten Dispositionen mit. Als er in der letzten Woche seine Freunde empfing, sagte er ihnen beim Abschiede: „Zum letzten Male — lebet wohl!“ Gerührt küßte Bogoljubow dem Todtfranken die Hand; hastig entzog ihm dieselbe Turgeniew und sagte: „Lebet und liebet die Menschen, wie ich sie stets geliebt habe!“ Sonntag den 2. Sept. 1883 trank er Mittags zwei Glas Milch. In der Nacht auf Montag hatte er bereits das Bewußtsein verloren. In den letzten Augenblicken sprach der Dichter bloß noch russisch und kein Wort französisch mehr. Als ihm am Morgen ein Better der Frau Wiardot, in deren Landhause er starb, ein frisches Hemd anzog erkannte der Sterbende dieses noch und drückte ihm dankend die Hand. Gleich darauf begann der Todeskampf. Er machte große Anstrengungen, um sich im Bette zu erheben und zupfte frampfhaft an der Bettdecke. Iwan Sergejewitsch Turgeniew starb am 3. September 1883 um 2 Uhr Nachmittags in Bougival bei Paris. Der Ausdruck des Gesichtes war ein ruhiger, und die Züge sprachen durch ihre ehrwürdige Greisen Schönheit. Früh Morgens traf am Dienstag der russische Consul im Sterbehause ein, versiegelte das gesammte Eigenthum des Verstorbenen dem Gesetze gemäß und setzte das erforderliche Protokoll auf. Das Verriegeln war hier eine bloße Formalität; denn Turgeniew hatte die Frau Wiardot zum Universalerben eingesetzt. Kurz vor seinem Tode sprach der Dichter den Wunsch aus, neben Belinski ober zu den Füßen „seines Lehrers Buschkin“ bestattet zu werden. Fürst Alexander Metsherski war der einzige Kuffe, der sich im Sterbezimmer befand, als Turgeniew seinen letzten Seufzer ausstieß. Um der Ueberführung der Leiche nach Paris beizuwohnen, war auch Lawrow aus Genf gekommen. Den Sarg trugen Oregin, Metsherski, Haideburow, Bogoljubow, Zellissejew und Wyrubow. Viele Russen und Franzosen wollten bei der Einsegnung der Leiche Neben halten, doch der Botschafter Fürst Orlow rieth davon ab.

Allerlei.

Chebrechern gegenüber unerbittlich. Welche strengen Vorschriften bezüglich der Eheablegung in der Südafrikanischen Republik herrschen, geht aus einem Schreiben eines dort befindlichen Geistlichen

*) Ein ausführliches Charakterbild der Mutter Turgeniews findet sich in den in der „Atlantid Monthly“, 1881 veröffentlichten Memoiren der Stiefschwester des russischen Romanziers,

Kind- e sie Er- auf e, in Größe nicht elend er- heste be- Die er- von auß in be- verzüg- gab „Die rten, Schil- gung, egen- mehr aller- leicht nimen- nz in ge- gewiß vor der und Ritten ronce wenig e un- dem dem unt- chens, Gel- die als blide den en in e die Weg tigen klegen rigen e. Es tetigen niens, Ihre owna chlich Stief- h sie, hrend Meilen

n seine in Berlin lebende Braut hervor. Am Schlusse dieses Briefes lebt der junge Geistliche seiner Braut betreffs ihrer Ueberlieferung orbin folgende charakteristische Anweisungen: „Vor allen Dingen mußt Du Deine Papiere von der Polizei mitbringen, worin gesagt ist, daß Du unverheiratet bist und daß Du nicht Deinem Manne fortgelaufen bist um Dich mit einem anderen Manne zu verheirathen. Ich werde Dir auch noch ein Zeugniß schicken, daß ich Dich als Gattin haben will. Ich habe meine Papiere hier und werde mir auch noch eine Bescheinigung schicken lassen, daß ich nicht einer Frau entlaufen, sondern unverheiratet bin. Daß die hiesige Regierung in diesen Sachen so streng verfährt, ist sehr gut. Erst vor zwei Monaten ließ sich in Middelburg ein Schweizer, Namens Groch nieder, der vorher mehrere Jahre als Hotelbedienter in einem deutschen Hotel in Brätoria bedienstet gewesen. Groch kaufte in Middelburg ein Hotel und verheirathete sich dann mit der Tochter seines früheren Brodherren, wobei er auf seine Schwierigkeiten stieß, da der Landroth (Landrath) seine Papiere aus Brätoria, nach denen er als lediger Mann bekannt war, für genügend legitimirt glaubte. Drei Tage nach der Hochzeit kam aus Deutschland ein Brief an die Polizei in Brätoria, in welchem eine Frau sich nach ihrem Manne mit Namen Groch erkundigte, der sie böswillig verlassen habe. Groch wurde nun in Middelburg sofort verhaftet und sieht einer harten Strafe entgegen, nämlich bei der Karre (Erde karren), da die hiesige Obrigkeit Ehebrechern gegenüber unerbittlich streng ist.“

Von **Gabillon** erzählt **Eduard Hansick** folgende Anekdote: „Im Zwischenakte der Römer-Tragödie „Sabinerinnen“ von Paul Hege, welche am Burgtheater mit möglichem Erfolge gegeben wurde, machte Gabillon seinen Kollegen Baumeister an eine kleine Schuld von 10 Gulden. „Du wirst sie noch heute bekommen,“ versicherte dieser. Im nächsten Acte kommen die beiden tapferen Römer auf der Bühne zusammen, sie führen einen erregten Dialog (wenn ich nicht irre, vor einer Schlacht). „Lebe wohl!“ ruft Baumeister und drückt dem Kameraden lange die rechte Hand. In diese Hand hatte aber der stets zu Schelmerlein Aufgelegte die zehn Gulden gepreßt, in lauter kleinen Papiercheinen zu zehn Kreuzern, wie sie damals in Wien circulirten. Gabillon der noch einen längeren Monolog zu halten hat, sieht nun mit der Faust voll Papierzetteln, die er nitigend in dem taschenlosen römischen Gewand unterbringen kann. Er kämpft krampfhaft mit dem Lachen und suchteit leidenschaftlich mit der linken Hand in der Luft herum, in der rechten das heillose Notepad umklammernd. Hege dem Hansick dies erzählte, rief fröhlich aus: „So hat denn doch Jemand bei meinem Stück etwas eingenommen.“

Ein **gewichtiges Ehepaar**. In Paris wurde jüngst eine Hochzeit gefeiert, die für einen ganzen Tag den Gesprächsstoff bildete — und das will in Paris viel sagen. Die Spanierin **Carmen Kiego**, eine Schöne von 25 Jahren, die das stattliche Gewicht von 202 Kilo hat, verheirathete sich mit dem belgischen Kisten Cannon Berg, der nicht weniger als 260 Kilo wiegt. Die Neuvermählten haben in einer Vorstadt von Paris ein Bierhaus eröffnet, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß es stets besetzt ist, denn zahlreiche Neugierige finden sich ein, um das gewichtige Ehepaar zu bewundern.

Vorgen macht Sorgen.

Der Schriftsteller **St.** hatte einer schöngeistigen Dame eine ganze Anzahl von Büchern geliehen, aber kein einziges zurückgehalten. Als **St.** einen neuen Lieder-Einflus erscheinen läßt, wendet sich die Dame wieder an ihn mit der Bitte, ihr ein Exemplar zu leihen. Sie erhält umgehend das gewünschte Buch mit der Widmung; **Dir will ich diese Lieder weihen, Dein Beifall sei mein höchstes Glück! Denn, wollt' ich sie Dir wieder leihen, Kriegt' ich sie doch nicht mehr zurück.**

Vom Büchertisch.

Die Röntgen'schen Strahlen im Märchen. Der Fall dürfte wohl sehr selten eintreten, daß die phantastischen Ideen, die ein geistvoller Schriftsteller in einem Märchen niedergelegt hat, sich hinterher in ihrem ganzen Umfange realisiren. Ein solches verwirklichtes Märchen ist die Entdeckung der sogenannten X-Strahlen durch den Würzburger Professor **Röntgen**. Vor einiger Zeit erschien im Verlage von **Levy u. Müller** in Stuttgart ein Bändchen „**Medizinische Märchen**“, in denen der pseudonyme Verfasser **Philander** (der württemberg. Arzt **Dr. Hoff**) in freier Prosa-Dichtung eine Anzahl medizinischer Probleme erörtert. Das letzte dieser geistreichen 10 Märchen: „**Elektra**“. Ein physikalisch-diagnostisches Märchen aus dem 20. Jahrhundert,“ behandelt nichts Geringeres als — die Röntgen'sche Entdeckung. Durch „**Elektra**“, den Geist des 20. Jahrhunderts, kommt ein junger Arzt in den Besitz einer geheimnißvollen Büchse, mit deren Inhalt es ihm möglich ist, Organismen aller Art durchsichtig zu machen. „Als er den Inhalt der Büchse am Tage nach der ersten Probe untersuchte, fand er zu seiner freudigen Ueberraschung das zauberhafte Leuchtmittel aus den einfachsten Stoffen zusammengesetzt, so daß es ihm mit leichter Mühe gelang, eine zomete Büchse mit derselben elektrischen Leuchtkraft herzustellen. So konnte er ohne Wangen und Zagen, und dem Bewußtsein, ein Mittel von unberechenbarem Nutzen für die Menschheit in der Hand zu haben, vor der gelebten Körperschaft erscheinen. Und

als der schlichte, bescheidene Mann seinen schmucklosen Vortrag über die Zusammensetzung seines Leuchtapparates beendigt und die Wirkung desselben an dem vorgeführten Kranken gezeigt hatte, da ging ein Murmeln des Beifalls durch den Saal, das sich zu freudigen Rufsen und zuletzt zu brausenden Hochrufen steigerte. Zwar meinte der gelehrte Professor **Hippikus**, die Sache sei so lächerlich einfach, daß sie wohl jeder hätte finden können, aber mit Zwischenrufe: „**Kolumbus, Kolumbus!**“ wurde er zum Schweigen gebracht und nun drängten alle Andern herbei, um den genialen Entfunder glückwünschend die Hand zu drücken. „Was hätte ich seither darum gegeben, wenn ich ein solches Mittel zur Sichtbarmachung eingedrungener Fremdkörper gehabt hätte!“ rief begeistert der Professor der Chirurgie. „Eine neue glorreiche Zeit ist für uns Mediziner angebrochen,“ schwärmte der berühmte Kliniker für Herz- und Lungenkrankheiten. „Und wir Gynäkologen erit!“ rief der Vorstand der Frauenklinik. „Mir schwindelt vor Freude, wenn ich daran denke, daß künftig ein Zweifel zu den Dingen der Unmöglichkeit gehört.“ „Jenes Leuchtmittel, das nur in der Phantasie des Dichters existirte, es ist durch die Röntgen'sche Entdeckung nun zur Thatsache geworden. Die ferneren Schicksale des jungen Arztes und seiner Entfunder im Märchen werden gewiß viele interessiren. Wir verweisen sie jedoch auf die „**Medizinischen Märchen**“ selbst, deren Lektüre jedem Gebildeten sicher einige genuehrige Stunden bereiten wird.“

Das **erste Heft des Jahrgangs 1896 der „Gartenlaube“**. Das erste Heft des neuen Jahrgangs der „Gartenlaube“ liegt uns vor und bietet in neuem geschmackvollem Gewande, mit reichem bildlichem Schmuck versehen, eine große Fülle unterhaltenden und belehrenden Lesestoffes. Den Jahrgang eröffnet der längst mit Spannung erwartete Roman „**Fata Morgana**“ aus der Feder der allbeliebten Gartenlaube-Erzählerin **E. Werner**. Daran schließen sich „**Welliechen**“, eine reizende Novelle von **Ernst Schein** und „**Bons**“, eine humorvolle und von einer gesunden bürgerlichen Lebensanschauung getragene Erzählung von **Hermine Willinger**. Aus der Reihe der Artikel seien nur folgende erwähnt: „**Das Opfer eines Kaisertraums**“ von **F. Vogt**, in welchem das tragische Geschick der unglücklichen Kaiserin **Charlotte** von Mexiko geschildert wird; „**Wiens größter Landchaftsmaler**“, in dem **L. Hevesi** in geistvoller Art die Lebensgeschichte **Emil Schindlers** erzählt und seine künstlerische Bedeutung beleuchtet; „**Pestalozzi**“, eine treffliche Würdigung des großen Reformators unseres Volksschulwesens von **Professor Theobald Siegl**. Aus dem Volksleben herausgegriffen sind auch zwei Artikel, welche den Gewerbesleiß schildern: „**Havelschiff**“ und „**Kieler Sprossen und Büdlinge**“ von **Georg Hoffmann**, beide mit reichlichen und anschaulichen Illustrationen geschmückt. Auf dem Gebiete der populären Medizin ist ein trefflicher belehrender Artikel von **Professor Heinrich Kisch**: „**Wie bekämpft man die Abmaerung?**“ zu nennen. — Schließlich möchten wir noch auf das schwungvolle patriotische Gedicht: „**Zum 18. Januar**“ von **R. v. Gottschalk** hinweisen, das sicher zu den hervorragendsten zählt, womit die deutsche Dichtkunst den großen Gedenktag gefeiert hat. — Schon dieser kurze Auszug des Wichtigsten aus dem Inhalt des ersten Heftes der „Gartenlaube“ beweist deutlich, daß die Zeitschrift ihren Ruf als das beliebteste und verbreitetste deutsche Volks- und Familienblatt mit Erfolg zu wahren versteht.

Darwinismus in der Moral. Der Widerstand, der — freilich auf die Dauer erfolglos — dem Vordringen des Darwinismus entgegengelezt wurde, ging zum nicht geringen Theile aus der Auffassung heroor, daß die Grundlage der Moral durch die Lehre vom Kampf um's Dasein, von der natürlichen Auslese, vom Ueberleben des Fäherdesten, von der Abstammung des Menschen aus's Aeußerste gefährdet sei. Daß aber im Darwinismus, bisher erit von Wenigen geahnt, die Keime einer natürlichen Ethik schlummern, die dereinst alle bisherigen Moralsysteme zu ersetzen bestimmt ist, sucht **Fr. Rubinstein** nachzuweisen in einer sehr lesenswerthen Abhandlung „**Darwinismus in der Moral**“, welche im Februarheft von „**Nord und Süd**“ veröffentlicht worden ist, und die auch denjenigen Lesern, welche nicht auf dem Boden des Verfassers stehen, durch ihre zum Nachdenken anregenden gebaltvollen Ausführungen lebhaftes Interesse abnötigen wird. In demselben Heft von „**Nord und Süd**“ beleuchtet **Ludwig Fulda** in dem Aufsatz „**Die Milderung des Schuldrechts**“ den Entwicklungsprozeß, den das Schuldrecht durchgemacht hat, und der durch das immer stärkere Präpondiren der sozial- und öffentlichrechtlichen Gesichtspunkte vor den einseitig privatrechtlichen zu einer immer weiter greifenden Abschwächung der ursprünglichen Härten geführt hat. **Adolf Wilhelm Ernst** lehrt uns den unglücklichen Schweizer **Vosten Leuthold** als Esajisten schägen und macht uns zugleich mit vor trefflichen Proben der Uebersetzungskunst des formgemandten Dichters bekannt. Auf einen unbekanntem Dichter des 17. Jahrhunderts, der, obwohl in lateinischer Sprache singend, ein lebendiges Deutschgefühl, einen flammenden Patriotismus befundete, den **Venediktiner P. Simon Kettenbacher** (1634—1706), lenkt **Bernhard Münz** in seinem Aufsatz „**Ein neunentdecker deutscher Horaz**“ die Aufmerksamkeit — An erzählenden Beiträgen enthält das Heft „**Der Tod**“, von **Ignaz Dobrowski**, eine Seelenanalyse von **erleuchtend. W. Bähr**, und „**Eine Himmelfahrt**“ von **Daagobert** von **Gerhardt Amgntor**, dessen Portrait in vorzüglicher Redirung dem Hefte beigegeben ist. Den Abschluß desselben bildet eine illustrierte Bibliographie.

Verantw. Redakteur **Dr. Heinrich Ruhe**. Notationsdruck und Verlag von **Otto Thiele** (Halle Saale), Leipzigstr. 87.